

Leseprobe aus:

Tillmann Prüfer

Früher war das aus Holz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Prolog: **Bleigießen** 7

1. Kapitel: **Januar – Geburtstag à la Papa** 11
 2. Kapitel: **Februar – Cowboy und Indianer** 39
 3. Kapitel: **März – Die Eierschlacht** 55
 4. Kapitel: **April – Fliewatiiiit und Mupfel** 85
 5. Kapitel: **Mai – Holzkinder gegen Plastikkinder** 119
 6. Kapitel: **Juni – Fußball zum Abziehen** 149
 7. Kapitel: **Juli – Urlaubsmythen** 171
 8. Kapitel: **August – ABC-Alarm** 195
 9. Kapitel: **September – Der Drachen in dir** 221
 10. Kapitel: **Oktober – Der große Kürbis** 241
 11. Kapitel: **November – Brenn, Laterne, brenn!** 265
 12. Kapitel: **Dezember – Wir warten aufs Christkind** 281
- Epilog: **Petri Heil fürs nächste Jahr** 302

Prolog: Bleigießen

Ist es ein «Zisch»? Oder ein «Plopp»? Oder beides, ein «Zschplopp»? Ich habe mir schon oft überlegt, welches Geräusch es macht, wenn das geschmolzene Zinn beim Bleigießen ins Wasser plumpst. Und dann diese seltsamen Figuren in der Schüssel hinterlässt. Ich feiere nun das siebenunddreißigste Silvester meines Lebens, und fast genauso oft habe ich einen Löffel über die Kerze gehalten und zugeschaut, wie darauf ein glänzendes Glücksschweinchen zuerst matt wird und dann in einer Pfütze geschmolzenen Metalls versinkt. Wieder ein Jahr zu Ende. Und aus den bizarren Chimären, die wir aus der Schüssel fischen, sollen wir ermessen, wie das nächste wird.

Johanna hält den Löffel, und ihr Blick versinkt zusammen mit der Zinnfigur. «Los, Träumelchen», sage ich zu meiner fünfjährigen Tochter, «das ist alles längst geschmolzen, jetzt mach mal hinne!» Ruckhaft, wie aus einem Sekundenschlaf erwacht, führt sie den Löffel zur Wasserschüssel und lässt das heiße Zeug hineinpumpsen. «Zisch» macht es oder «plopp» oder «zschplopp» oder «flump».

Meine Frau Anna ist gerade dabei, unsere Gäste Daniel und Magda zu begrüßen. Sie haben Blumen gebracht (Freesien gemischt mit Gerbera – das ist wohl gerade in) und Champagner. Und ihre Töchter Lea und Lena. Silvester ist der Tag, an dem die jungen Familien zusammenfinden, um nicht alleine feiern zu müssen.

«Papa, guck mal, ein Totenkopf!», sagt Johanna. Sie dreht die Figur zwischen ihren nassen Fingern. «Das ist doch ein Totenkopf, oder?» – «Quatsch, das ist kein Totenkopf, das ist ... (ich sehe eindeutig einen Schädel, man erkennt den schön gewölbten Hinterkopf und mit etwas Phantasie auch die Augenhöhlen ...), das ist ein Herz, guck, wie schön rund das ist, und hier so spitz – das ist

auf jeden Fall ein Herz.» Ich schaue auf den Zettel mit den vorgegebenen Deutungen: «Neue Liebe steht ins Haus.» – «Hä, Liebe?» – «Klar, Mama und Papa haben dich doch lieb!»

Schon macht es «zzzzlosch», und das flüssige Zinn, das Frida aufgeheizt hat, landet im Wasser. «Ich habe einen Säbel!» – «Du bist erst drei, da braucht man noch keinen Säbel», sage ich: «Das ist eine ... Blume, eine Freesie sogar, glaube ich.» Frida ist impulsiv genug, da braucht sie keine Säbel. «Guck mal, Frida, hier steht, dass du im nächsten Jahr neue Freunde findest!» – «Ich will aber keine Freunde, ich will einen Säbel!» – «Du kriegst aber keinen Säbel, du kriegst eine Blume! Das ist mein letztes Wort!» Frida knallt die Zinnfigur auf den Tisch (sie hat recht: eindeutig ein Säbel) und rennt weg: «Mama, der Papa will mir keinen Säbel geben!» – «Wie, das Kind darf keinen Säbel haben, das ist aber schade!», ulkt Daniel, der sich gerade seines Mantels entledigt hat. «Nein, keinen Säbel», sage ich gedankenverloren, denn schon beobachte ich selbst, wie sich ein silbriger See in der Löffelmulde bildet. Mit einem «Glong» (ich glaube, es war tatsächlich «glong») fällt die Schmelzmasse ins Wasser. Am Grunde der Schüssel liegt etwas Langgezogenes. «Eine Peitsche», sagt Daniel. Eine Peitsche? Ich ahne nichts Gutes. In der Liste von Deutungen steht: «Sie werden getrieben.»

«Schmelz es doch wieder ein, gieß dir was Schöneres», sagt Anna.

«Quatsch, das geht nicht, das bringt Unglück!» Anna findet Bleigießen eher albern, sie kennt das nicht aus ihrer Kindheit. Ich aber habe mir als kleiner Junge die silbernen Gestalten das ganze Jahr aufgehoben. Das werde ich auch mit der Figur tun, die ich selbst gerade gegossen habe. Ist es nicht doch eher ein Speer («Sie verfolgen ein Ziel»)?

Wir brennen mit den Kindern noch Tischfeuerwerk ab (es macht «peng», und ein Teelöffel voll Konfetti stiebt heraus, nachher ist

ein Brandfleck auf dem Tisch) und zünden noch ein paar von diesen Feuerwerkskörpern, die keinen Krach machen (aber auch irgendwie keinen Spaß), dann bringen wir sie zu Bett und setzen uns zum Essen.

Für Daniel und Magda war es offenbar ein tolles Jahr. Sie reden die ganze Zeit davon. Sie haben sich gleichzeitig Elternzeit genommen und waren drei Monate in Kalifornien. Sie sind in eine neue Wohnung gezogen – mit Garten. Garten sei ganz wichtig für die Kinder, sagt Daniel. Er habe sich ganz viel Zeit genommen und tolle Unternehmungen mit den Töchtern gemacht. Einen Töpferkurs, einen Urlaub auf dem Reiterhof – und Daniel hat sogar Kochen gelernt, wie Magda nicht zu erwähnen vergisst. «Man merkt schon: Es ist einfach die beste Zeit unseres Lebens!», fasst Daniel zusammen.

Ich sage nicht viel während des Essens, aber ich denke viel. Ich überlege, von welchen Ereignissen ich eigentlich schwärmen könnte. War es das beste Jahr meines Lebens? Oder doch eher so ein normales Jahr? Sollte ich nicht wenigstens von einem tollen Urlaub erzählen können? Mir fällt auf, dass ich noch gar keine guten Vorsätze gemacht habe. Dann wird es aber Zeit: Das nächste Jahr soll ein besonderes werden. Das beste aller Jahre. Wir werden es feiern, wie noch nichts gefeiert wurde. Und Anlässe gibt es wohl genug: Geburtstage, Fasching, Ostern, Sommerferien – und hey, wir sollten auch mal Halloween feiern! Wenn man es nur richtig anstellt, kommt man aus dem Feiern gar nicht mehr heraus, finde ich. Wenn man es richtig anstellt, wird man wie auf einer Woge durch das ganze Jahr getragen, man muss nur richtig darauf surfen. Und diesmal werde ich es ganz bestimmt richtig anstellen. Wann, wenn nicht jetzt?

Es schlägt 12 Uhr. Ich küsse meine Frau und sage: «Das wird mein Jahr.» Entschuldigend füge ich hinzu: «Also, deins natürlich auch.»

1. Kapitel: Januar – Geburtstag à la Papa

↳ Von Benjamin-Blümchen-Torten,
Kasperltheater und dem Essen von
Schokotafeln mit Messer und Gabel.
Und der Frage, ob ins Nachhauseweg-
Tütchen eine Leckmuschel gehört.

Elternzeitkraftwerke

Spielplätze machen mich fertig. Heute hat Johanna wieder mal gesagt, dass sie auf den Spielplatz will. Und Frida hat wieder mal gesagt: «Au ja!» Also sind wir dorthin gegangen. Meine Kinder vorangaloppierend, ich hinterhertrottend. Und während die beiden auf die Wippe zustürmen, lasse ich mich auf eine Bank sinken. Ich vergrabe meine Hände in den Jackentaschen, gucke den Kältewölkchen hinterher, die vor meinem Gesicht aufsteigen. Und meinen Kindern, die sich anschicken, ein Kletternetz zu erklimmen. Ein Glück, denke ich mir, dass sie noch nicht auf die Idee gekommen sind, dass ich mit ihnen gemeinsam dort klettern sollte. Ein Glück, dass ich hier einfach sitzen darf. «Hey, Tillmann!», ruft jemand. Die Stimme kenne ich. Sie bedeutet: Jetzt hat die Gemütlichkeit ein Ende.

Ich habe nichts gegen Spielplätze, aber Spielplätze haben offenbar etwas gegen mich. Wann immer ich sie besuche, bekomme ich Probleme. Ich hatte schon Probleme mit Spielplätzen, da wusste ich noch gar nicht, dass es welche sind. Meine Mutter verbrachte mit mir viele Nachmittage dort. Wir waren gerade in eine neue Gegend gezogen. Es war eine moderne Gegend, was man an den Häusern erkennen konnte, die wie Bauklötzchen geformt waren und überhaupt nicht nach Häusern aussahen, wie ich sie damals gemalt hätte, nämlich mit einem spitzen Dach, roten Ziegeln und einem qualmenden Schornstein. Diese hier waren flach. Zuvor hatte ich noch gar nicht gewusst, dass so etwas als Haus gilt, jetzt wohnten wir darin. Das sei ein Bungalow, meinte meine Mutter, auch der Bundeskanzler wohne in so einem. Es war ein modernes Haus. Meine Mutter war eine moderne Frau, was man daran sah, dass sie eine Brille mit handtellergroßen Gläsern trug. Ich war ein moderner Junge, weil die paar Haare, die ich hatte, mir bis zum Kinn gingen.



Und es war wohl auch ein moderner Spielplatz, schließlich sahen die Schaukelpferde eher aus wie zwei Drogenvisionen von Schaukelpferden. Ich hockte mich in den Sandkasten. Man konnte in einem Sandkasten nicht viel anderes tun, als mit einem Schaufelchen herumzurühren und kleine Häufchen zu formen, die man entweder als «Kuchen» interpretieren kann oder als «Burg». Beides sah gleich aus. Aber stets, wenn ich als Kind so ein Kuchenburghäufchen aufgeschichtet hatte, kam ein anderes Kind und trat es kaputt. Oder sie nahmen mir die Schaufel weg oder beides.

Es waren die anderen Jungs, derentwegen ich nicht gerne auf Spielplätze ging. Das ist heute noch so. Allerdings sind die anderen Jungs heute Mitte 30. Und sie zertrampeln keine Burgen, sondern bauen die ganze Zeit welche. Für ihre Kinder. Es sind eigentlich keine Sandburgen, sondern eher Paläste, die aussehen, als habe König Ludwig II. sein Reich in einer Buddelkiste wiederaufleben lassen. Die anderen Jungs haben immer Spaß. Es sind die sogenannten neuen Väter. Wenn ich so einem neuen Vater gegenüberstehe, fühle ich mich sehr wie ein alter Mann auf einer Parkbank. Es fehlt nur, dass ich die Tauben füttere.

«He-ey, Tillmann!», schallt es noch einmal. Es ist Ansgar. Ansgar ist mein Nachbar, wir wohnen im selben Haus in Berlin. Er ist der Papa von Sophie, einem Kind, das mit meiner Tochter zusammen in die Kita geht. Ich glaube, Ansgar wurde von Ursula von der Leyen in einem Frankenstein'schen Labor geschaffen, so perfekt ist er. Seine Frau arbeitet als Vermögensberaterin, er selbst ist in Elternzeit. Seit ich Ansgar kenne, ist er in Elternzeit. Vermutlich ist er direkt nach seinem Studium in Elternzeit gegangen, wahrscheinlich hat er sogar Elternzeit studiert. Anders ist seine unbedingte Passion nicht zu erklären. «Tillmann, komm hilf mir, die Kids auf die Rutsche zu heben», ruft Ansgar.

Immer wenn ich auf dem Spielplatz bin, sehe ich dort Ansgar. Eigentlich erkenne ich ihn eher, als dass ich ihn sehe. Ansgar ist

nämlich unter all den Kindern gar nicht so leicht auszumachen. Er tobt wie ein Kind, er lacht wie ein Kind, er turnt wie ein Kind. Die Kinder mögen Ansgar, wahrscheinlich sind sie noch gar nicht auf die Idee gekommen, dass er ein Erwachsener sein könnte.

Mein Problem mit Ansgar ist: Sobald man einmal nichts Schweißstreibendes tut, gibt er einem das Gefühl, dass man sich nicht genug für seine Kinder anstrengt. Wäre Ansgar nicht, könnte ich hier einfach sitzen und hoffen, dass der Typ mit dem Latte-Macchiato-Mobil vorbeikommt. Das ist ein kleines Auto mit eingebauter Kaffeemaschine. Er macht neben den Spielplätzen halt und versorgt die dort ausharrenden Eltern mit koffeiniertem Milchschaum. Ansgar aber braucht kein Heißgetränk. Er ist selber heiß. Ansgar ist ständig in Bewegung. Er bringt das Mini-Karussell in Fahrt, er bewegt die Wippe, er schwingt die Schaukel. Wenn ich Ansgar angucke, muss ich an all die Energie denken, die bei so einem neuen Vater frei wird. Man könnte Generatoren anschließen und aus all den Schwing- und Schaukelbewegungen Strom gewinnen. Elternzeitkraftwerke. Vielleicht, denke ich mir, ist dieser kalte Januarnachmittag ein historisches Datum, an dem die Idee geboren wurde, wie man all die Atomkraftwerke ersetzen kann. Vielleicht bin ich gerade zum Helden geworden. Vielleicht muss ich mich jetzt aber auch einfach zu Ansgar begeben.

«Tillmann, kommst du schaukeln?» Meine Tochter Johanna ist schon dabei, sich von Ansgar bewegen zu lassen, er schubst abwechselnd meine und seine Tochter an. Jetzt kann ich nicht mehr sitzen bleiben, jetzt muss ich auch aktiv werden. Ich stemme mich von meiner Bank, an der ich ohnehin bald festgefroren wäre. Frida, meine vierjährige Tochter, hat sich schon auf die Schaukel gesetzt und rutscht erwartungsvoll mit dem Hinterteil hin und her. Ich gebe ihr einen leichten Schubs. «Höher», befiehlt sie.

«Hat Johanna nicht bald Geburtstag?», fragt Ansgar, seine Hornbrille ist leicht beschlagen. «Ich werde sechs!», ruft Johanna fröhlich von der Höhe herunter, in die sie Ansgar aufgeschwun-

gen hat. «Ja, das wird ganz toll!», sage ich. «Und Sophie muss natürlich auch kommen.» – «Ja, natürlich, da lassen wir sogar Sophies Englischkurs ausfallen.» – «Hö-her», kräht Frida. «Lernst du auch schon Englisch?», fragt Ansgar Johanna. «Was ist denn Englisch?», antwortet sie. «Das erklärt dir dein Papa bestimmt noch.» – «HÖÖÖ», will Frida ansetzen, da habe ich ihr schon einen Schubs gegeben, der sie weit in die Höhe katapultiert. «Menno, Papa! Nicht so doll!»

Bandsalat

Ich frage mich manchmal, ob es in meiner Kindheit auch Väter wie Ansgar gab. Ich könnte bestimmt damit leben, einfach ein durchschnittlicher Vater zu sein, wenn all diese überdurchschnittlichen Väter nicht wären. Ansgars Frau kann die Familie mit ihrem Verdienst gut versorgen. Ansgar sagt, er könne es nicht verantworten, zu arbeiten, wenn das Kind in einem Alter sei, in dem es auf die Nähe seiner Eltern angewiesen ist. Er ist Sophie also immer nah. Er beugt sich so oft zu ihr herunter, dass man den Eindruck bekommt, er werde von Tag zu Tag etwas kleiner und gebückter – und es würde höchstens noch ein Jahr dauern, da könnte Ansgar als Sophies großer Bruder durchgehen, und nach einem weiteren Jahr als ihr kleiner Bruder. Was Ansgar für sein Kind tut, ist bestimmt großartig. Es ist vorbildlich für alle Eltern. Er sagt Dinge wie: «Meine Frau und ich trinken zu Hause keinen Alkohol. Wenn man dem Kind als Eltern gewohnheitsmäßiges Trinken zum Vorbild macht, legt man in ihm einen problematischen Umgang mit Alkohol an.» Er fürchtet also offenbar, dass meine Töchter später einmal an der Flasche hängen. Eben weil ihr Vater abends zu Hause Bier trinkt. Nach Ansgars Meinung könnte ich wohl alle pädagogischen Bemühungen einstellen, weil meine Kinder später ohnehin nicht auf einen Platz in Harvard, sondern

in der Entzugsklinik warten werden. Ich frage mich, ob Ansgar seine Tochter überhaupt zu Johannes Geburtstag lassen wird – oder ob er befürchtet, ich würde dort Likör an die Kinder aus-schenken.

Natürlich weiß ich, dass ich kein schlechter Vater bin. Schlechte Väter sind die, die zum Frühstück Wodka trinken und danach den Couchtisch aus dem Fenster werfen. Das habe ich noch nie gemacht. Wir haben nicht einmal einen Couchtisch. Aber bin ich gut genug, so gut, wie ich sein könnte oder müsste?

Ich lebe mit zwei Töchtern und meiner geliebten Frau in Berlin. Ich arbeite als Journalist, genau wie meine Frau Anna. Wir sind beide Ende 30. Da wir beide einen Beruf haben, gehen Johanna und Frida in die Kita – bis zum späten Nachmittag. Da geht es schon los. Als ich selber ein Kita-Kind war, hießen solche Kinder bei uns «Hortkinder». Die Hortkinder mussten in der Kita essen, weil niemand sie abholte. Weil niemand zu Hause etwas für sie gekocht hatte. Die Hortkinder taten uns leid. Unsere Eltern erklärten uns, dass die Papas von den Hortkindern nicht so viel verdienten, also müsste die Mama auch arbeiten gehen. Sie könnten sich nicht um ihre Kinder kümmern. Hortkinder waren für mich damals der Inbegriff des sozialen Abstiegs. Nun habe ich selbst also zwei Hortkinder, die in der Kita ihre Suppe löffeln, während ihre Eltern arbeiten müssen. Sicher, die gesellschaftlichen Werte haben sich seitdem geändert. Aber ich bin mir eben nicht so sicher, ob sich seither auch meine Werte geändert haben. Eine schöne Kindheit stelle ich mir ungefähr so vor, wie ich sie erlebt habe.

Wenn ich an meine Kindheit denke, denke ich an Monchichi und Playmobil und Puppen, die «Mama» oder «Ich möchte spielen» sagen konnten, weil sie einen klitzekleinen Plattenspieler im Bauch hatten. Ich denke an Dschungelbuch-Hörspielkassetten und Bandsalat. An Fingerfarben, mit denen wir an die Fenster malten. An Käse-Igel und Schnittchen mit Schmelzkäse-Ecken und

Billy, der Schinkenwurst mit dem lachenden Gesicht drauf, zum Abendbrot, während man die Sesamstraße guckte. Oder an die ganz, ganz seltenen Fälle, in denen man «Einer Wird Gewinnen» mit Hans-Joachim Kulenkampff gucken durfte, das immer durch die Eurovision-Musik angekündigt wurde. Das war es, was ich von Europa kannte – mir hätte niemand weismachen können, dass ich jetzt auch schon eine Sprache können soll, um mich mit diesem Europa verständigen zu können. Es reicht doch, wenn man gemeinsam fernsehen kann.

Es ist kein Zufall, dass wir es so schön hatten. Die Generation unserer Eltern war die erste in der Bundesrepublik, die sich allumfassend der Kindererziehung widmen konnte. Sie mussten nicht in den Krieg ziehen oder sich in Luftschutzbunker ducken, wie es ihre Eltern noch taten. Sie wurden in den Aufschwungsjahren groß. Es war normal für sie, dass man sich um das körperliche Wohlergehen keine großen Sorgen machen musste – die Kinder rückten in den Mittelpunkt des Lebens. Sie wollten ihren Kindern eine bessere Kindheit bieten als jene, welche die Kriegsgeneration ihnen bieten konnte. Sie wollten alles anders machen als ihre Vorgänger.

Ich erwische mich dabei, wie ich alles genauso machen möchte wie meine Eltern. Ich wäre gerne fortschrittlich, aber je älter ich werde, desto deutlicher wird mir, dass ich ein konservativer Knochen bin. Ich mag die Dinge, wie sie damals waren – und alles, was neu ist, ist mir suspekt. Die Menschheit hat in den vergangenen drei Jahrzehnten Magnetschwebbahnen gebaut und Waschmaschinen, deren IQ höher ist als der ihrer Besitzer. Aber sie hat zum Beispiel nicht geschafft, ein sinnvolles Spielzeug zu entwerfen. Als ich neulich in der Spielwarenabteilung eines Kaufhauses war, um für den Geburtstag von Johanna einzukaufen, fand ich ein lila Tagebuch mit Codewortschutz und Stimm-erkennung, ein Wissensspiel mit einem sprechenden Stift, ein ganzes Geschwader von Indoor-Helikoptern, einen elektroni-

schen Hamster – aber nichts, das ich als sinnvoller Spielzeug für mein Kind sehen würde. Am Schluss stand ich wieder vor dem Regal mit den Schleich-Figuren. Jene handbemalten, naturgetreuen Hartgummi-Tiere aus Schwäbisch Gmünd. Die sind schön, Kinder lieben sie – aber können wir unserer Tochter jedes Jahr Schleich-Tiere schenken? Das geht doch nicht!

Wir verlassen den Spielplatz, nachdem Frida und Johanna genug geschaukelt worden sind. «Warum spielt eigentlich niemand mit dir, wenn wir auf den Spielplatz gehen?», fragt Johanna auf dem Weg nach Hause. «Äh, was meinst du denn?» – «Na, ich hab jemanden zum Spielen, Frida hat jemanden zum Spielen, Sophie hat jemanden zum Spielen, ihr Papa hat jemanden zum Spielen ... aber du sitzt da immer nur allein.» – «Aber natürlich würde man mit mir spielen, wenn ich wollte, aber ich will gar nicht.» Johanna geht eine Weile stumm neben mir. «Und warum willst du nicht?» – «Na, weil ich ja ein Erwachsener bin, die spielen nicht!» Johanna schweigt wieder ein paar Schritte: «Und wie lange musst du noch ein Erwachsener sein?»

Mirácoli-Tag

Johanna kommt dieses Jahr in die Schule. Sie freut sich schon sehr darauf, vielleicht, weil sie noch nicht richtig weiß, was Schule ist. Es scheint ihr als Fortsetzung der Kita mit anderen Mitteln. Für sie ist die Schule ein riesengroßes Spielzimmer mit Bildungsanschluss. Und diese Vorstellung ist so schön, dass ich sie unmöglich zerstören will. Wenn Johanna nicht von der Schule träumt, bastelt oder malt sie. Zurzeit bastelt sie Weihnachtssterne, Weihnachten ist zwar längst vorbei, aber das akzeptiert Johanna nicht, sie feiert einfach weiter. Vergangenes Jahr hat sie aus der Kita eine Engelsfigur aus Plastik mit Rauschgoldhaaren mitge-

bracht, die sollte dort eigentlich ausgemistet werden. Der Engel hat Batterien im Bauch und dudelt den ganzen Tag «Jingle Bells», und zwar so, als würde man es auf einem dieser Mini-Keyboards von Fisher Price spielen, das man selbst als Kind geschenkt bekommen hat. Wahrscheinlich gehe ich deswegen bei Winterrkälte mit meinen Kindern auf den Spielplatz, um eine Stunde lang nicht «Jingle Bells» hören zu müssen.

Abgesehen von Spielplatzbesuchen hasst Johanna körperliche Anstrengung. Johanna meidet Sport, müsste sie um ihr Leben laufen, würde sie sich, wie es scheint, spontan dagegen entscheiden. Sehr zum Leidwesen ihrer Mutter, die gerne Kinder hätte, die so sportlich sind wie sie. Annas Vater war schon mal Deutscher Meister im 400-Meter-Staffellauf, Anna läuft Marathon, sie ist sogar Marathon gelaufen, als sie mit Johanna schwanger war. Vermutlich war das Geschaukel der Tochter im Bauch zu viel, sage ich.

Johannas zwei Jahre jüngere Schwester Frida hingegen rennt sogar über Strecken von zwei Metern. Frida mag kein Rosa und kennt keine größere Beleidigung, als wenn man ihr sagt, sie wäre klein. Ihrer Meinung nach ist sie nämlich genauso alt wie Johanna, und wer versucht, sie vom Gegenteil zu überzeugen, bekommt Ärger. Man kann auch Unannehmlichkeiten bekommen, wenn man versucht, ihr etwas anderes zum Mittagessen vorzusetzen als Nudeln.

Das stört Anna mehr als mich, denn ich bin selbst mit Mirácoli und Ravioli aufgezogen worden. Hätte ich nicht Anna getroffen, würde ich heute noch denken, dass Tomatensoße mittels eines Tütchens mit «einzigartiger Würzmischung» hergestellt wird, Parmesankäse nur in staubfeinem Zustand existiert und der natürliche Lebensraum einer Ravioli die Hackfleischsoße ist. Ein kleines Steak wurde für mich in einem Fruchtzwerg-Joghurtbecher gereicht. Bei Anna hingegen wurde immer alles frisch zubereitet. Es gab nie Tiefkühlkost. Bei ihr ging Käpt'n Iglo nie vor Anker, und der Bofrost-Mann hatte Hausverbot. Manchmal denke

ich, dass sie etwas verpasst hat. Es gab so viele Spezialitäten, die Kinder heute praktisch nicht mehr vorgesetzt bekommen:

- ➔ **Toast Hawaii:** eine Spezialität, die es nur sonntags gab. Weißer Toast mit einer Scheibe Dosenananas, einer Scheibe Formschinken und einer Scheibe Cheddarkäse obendrauf. Steht heute leider in Verdacht, krebserregend zu sein.
- ➔ **Zucker-Ei:** zwei rohe Eier mit zwei Esslöffeln Zucker verquirlen.
- ➔ **Milchnudeln:** Nudeln statt mit Wasser und Salz mit Milch und Zucker kochen, kann mit Zimt garniert werden.
- ➔ **Zuckerbrot:** einfach ein Butterbrot schräg unter die Zuckerdose halten und den Zucker über die Butter rieseln lassen. Was hängen bleibt, schmeckt prima.
- ➔ **Mit Hackfleisch gefüllte Paprika:** die einzige Methode, ein Kind dazu zu bringen, die Gemüsebeilage zu essen.
- ➔ **Knack & Back:** Das waren Brötchen und Croissants, die man aus einer Art Spachtelmasse selbst formte und ausbuck. Waren beliebt, weil sonntags die Bäckereien noch nicht öffnen durften.
- ➔ **Paradiescreme:** eine kalte Dessert-Creme, die von Dr. Oetker vertrieben wird. Einfach mit Milch aufrühren, schon wird der Mund verklebt!
- ➔ **Götterspeise:** Wurde am liebsten in verschiedenen bunt glibbernden Schichten kredenzt.
- ➔ **Dosensalat:** Sellerie, Karotten, Erbsen und Bohnen lernten wir Kinder normalerweise in eingelegtem Zustand kennen. Übereinandergeschichtet und mit Majonäse und Eisbergsalat kombiniert, kannten wir es als «Schichtsalat». Das Zeug irgendwann frisch vorgesetzt zu bekommen war ein Schock.
- ➔ **Bami Goreng:** ein indonesisches Nudelgericht, das in Deutschland aber ausschließlich als Tiefkühlgericht mit neongelber Soße bekannt wurde. Wer kein Bami Goreng mochte, mochte Nasi Goreng mit Reis.